

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

 | KRÜGER

KATJA
EBSTEIN
MIT UWE BAUMANN

*Das
ganze Leben
ist
Begegnung*

 | KRÜGER

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Originalausgabe

Erschienen bei FISCHER Krüger

© 2020 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Agentur: Käßlerlein & Köhne GmbH & Co. KG
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-8105-0058-8

INHALT

Das ganze Leben ist Begegnung	9
1 »Du kannst alles machen, nur nicht lügen«	13
2 Die Inseln meines Lebens	23
3 Auf den Straßen in den Sechzigern	35
4 Katja sehen – Willy wählen	53
5 Wir schaffen das!	79
6 Mach dein Ding	89
7 Rebellen des Friedens	105
8 »Unsere Gebete sind stärker als alle Atombomben zusammen«	117
9 Buimakii: Die Frau, die weit reist im Kopf	143
10 Was für ein Mann!	157
11 »Schlage die Trommel und fürchte dich nicht«	169
12 »Habt keine Angst!«	193
13 »Wunder gibt es immer wieder«	221
14 Schweres leicht gesagt	231
Das Risiko LEBEN	241
Danke	249
Personenregister und Literatur	251

*»Du kannst alles machen,
nur nicht lügen«*

Ich wurde als kleines »Etwas« mit Namen Karin Witkiewicz im schlesischen Girlachsdorf in den letzten Tagen der von Deutschen verursachten Katastrophe des Zweiten Weltkriegs geboren. Trotz aller Irrungen und Wirrungen dieser chaotischen Zeit war ich ein Wunschkind. Das Glück meiner Mutter Martha über eine gesunde Hausgeburt wurde nur von der Tatsache getrübt, dass unser Vater Willi in meinen ersten zwölf Lebensmonaten noch in amerikanischer Kriegsgefangenschaft war. So musste sich unsere Mutter mit meiner acht Jahre älteren Schwester Ursel und mir, als Nachzügler, vor den herannahenden russischen Truppen auf die Flucht machen. Wir sollten aus Schlesien evakuiert werden.

Das gestaltete sich in einer vierzehntägigen Odyssee mit dem Zug äußerst schwierig. Endstation war Jena in Thüringen. Alle Menschen mussten dort raus. Von diesem Bahnhof aus wurden wir auf verschiedene Bauernhöfe im Umkreis von Jena aufgeteilt. Auf einem dieser Höfe sollten wir für ein halbes Jahr bleiben. Dafür, dass wir dort essen und schlafen konnten, musste meine Mutter von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang

schwer arbeiten. Selbst meine Schwester, die ja noch ein Kind war, musste kräftig zupacken. Nach dieser ersten Evakuierungszeit ging unsere Reise endlich weiter nach West-Berlin, genauer gesagt nach Reinickendorf in den französischen Sektor der Stadt.

Nachdem unser Vater aus amerikanischer Gefangenschaft entlassen wurde, kam er zu uns nach Berlin. So hatten wir endlich unseren Vati wieder, der mit einer Tuberkulose, die er sich in dem Gefangenenlager geholt hatte, schwer kriegsbeschädigt war. Wir bewohnten in Reinickendorf eine Zweieinhalbzimmerwohnung in einer für Berliner Verhältnisse großzügigen, zweistöckigen Wohnsiedlung gegenüber einer sogenannten grünen Lunge – einer schönen großen Schrebergartenanlage. Einen Garten haben wir später selber gepachtet.

Vier Erwachsene und zwei Kinder teilten sich die Wohnung. Ein Zimmer gehörte unseren Eltern, eines bewohnten meine Großeltern, das halbe war das Reich von meiner Schwester und mir.

Trotz seines gesundheitlich mit vielen Schmerzen verbundenen Zustands ist unser Vater ein lebensbejahender, humorvoller Mensch geblieben. An den Kriegserlebnissen hatte er wie alle Heimkehrer neben der Krankheit schwer zu tragen und machte aus seiner Wut und seiner Enttäuschung über das Naziregime keinen Hehl. Er erzählte uns Kindern des Öfteren von seinen Kriegserlebnissen, auch von Kameradschaft und Zusammenhalt unter den Soldaten seiner Truppe, trotz all des Wahnsinns. Alle gingen gesund an die Front –

und kamen als Kriegsversehrte zurück, aber immerhin lebend. Diese Berichte fanden wir Kinder spannend, weil er so gut erzählen konnte. Auch mit den eigenen Gefühlen hielt er dabei nicht hinter dem Berg und war nah am Wasser gebaut. Das habe ich von ihm geerbt.

Ich war in der Familie als Tagträumerin bekannt. Manchmal saß ich einfach nur da, guckte Löcher in die Luft und träumte mich in andere Welten. Das Universum hat mich genauso fasziniert wie unerforschte Höhlen oder spuckende Vulkane und alles Unheimliche. Ich erinnere mich, wie ich als Neunjährige ein Buch über Archäologie geschenkt bekam. Seite für Seite habe ich es verschlungen – neben den Mickey-Mouse-Heftchen, die mir ein Nachbarskind vermacht hatte. Bis heute hat sich nichts an meiner Lust geändert, in der Phantasie zu spazieren und den Dingen auf den Grund zu gehen. Vielleicht werde ich im nächsten Leben Forscherin oder Vulkanologin. Oder noch besser: Ich studiere Phänomenologie! Schöne Spinnerei!

Durch seine Kriegsbeschädigung war unser Vater arbeitsunfähig, wollte sich aber dennoch für die Menschen um ihn herum einsetzen. Er war Vorstand unseres »Laubenpieperverschens« und engagierte sich im Reichsbund für Kriegs- und Zivilbeschädigte. Dort half er vor allem älteren und kranken Menschen bei Rentenanträgen und anderen bürokratischen Dingen. Außerdem organisierte er Veranstaltungen und führte dokumentarische Naturfilme vor, die er sehr unterhaltsam moderierte.

Während unser Vater ein von Natur aus begabter Redner war, war meine Mutter die perfekte Zuhörerin und Menschenbeobachterin. »Wenn du nicht zuhörst, erfährst du nichts Neues«, sagte sie. Obwohl sie als Köchin in einer Spirituosen-Fabrik arbeitete und so den elementaren Unterhalt unserer Familie sicherte, war sie für uns Kinder ein nie versiegender Quell aus Wärme und Zuneigung und immer für uns da. Sie besaß ein feinmusikalisches Gehör und eine wunderbare Mezzo-Naturstimme. Immer wieder wurde sie gebeten, in der Kirche oder auf privaten Feiern zu singen. Meine Stimme habe ich mit Sicherheit von ihr. Ich glaube, sie hat sich zeitlebens darüber gefreut, dass durch diese Stimme aus mir etwas geworden ist.

Unsere Mutter war das älteste Kind einer schlesischen Großfamilie, die uns viel Kraft und Halt gerade in der schwierigen Flucht- und Nachkriegszeit gegeben hat. Unsere Oma war das Ur-Rückgrat dieser Großfamilie, ihre Frauenpower vererbte sie an unsere Mutter und unsere Tanten, dann weiter an meine Schwester Ursel und mich.

Für meine Schwester Ursel war ich voller Bewunderung, weil ihr irgendwie alles leicht von der Hand ging, was mir schwerfiel. Man muss sich das vorstellen: Meine Schwester Ursel, selbst noch ein Kind, hat sich während der Evakuierung und später im Nachkriegsberlin um mich kleinen Wurm liebevoll gekümmert und war in dieser schwierigen Zeit eine kolossale Stütze für unsere Mutter. Diese frühe Verantwortung hat Ursel

zu einer sehr starken Frau werden lassen. »Ich kann nicht schreiben, ich bin keine Künstlerin wie du«, sagt diese Frau heute bescheiden, die eine erfolgreiche Beamtenkarriere hingelegt, mit einem verständnisvollen Mann zwei wundervolle Kinder großgezogen hat und ein Buch nach dem anderen verschlingt. Ich bin mir sicher, Ursel wäre auch eine überzeugende und durchsetzungsstarke Kommunalpolitikerin geworden, mit viel Bodenhaftung und Blick fürs wirklich Notwendige.

Für das Politische haben wir Schwestern uns schon früh interessiert, vor allem durch unseren Vater, mit dem wir sehr gut politisieren konnten. Er war Sozi im Kopf, und die damaligen Berliner SPD-Bürgermeister Ernst Reuter, Luise Schroeder und Otto Suhr waren Hoffnungsträger für ihn. Sehr genau erinnere ich mich noch an den 17. Juni 1953, den sogenannten Volks- oder Arbeiteraufstand in der damaligen DDR und den daraus resultierenden Einmarsch der Sowjetarmee. Ich war acht Jahre alt – gemeinsam saßen wir vor dem Radio. Wir weinten, als wir hörten, wie blutig und brutal die Aufstände niedergeschlagen wurden. Das Gleiche drei Jahre später in Ungarn. Unser Vater war wütend und traurig, er hatte die Schnauze voll von Krieg und Gewalt.

Nie würde meiner Schwester und mir von irgendwem politisches Bewusstsein eingetrichtert, vielmehr hat es durch die Ereignisse während der Zeit des Kalten Krieges ausgebildet. Wir hatten wirklich kein Geld, aber eine informative Tageszeitung brauchte mein

Vater, das musste sein. Und darin haben wir natürlich auch gelesen. Was wir von unserem Vater mitbekommen haben, ist sein Kampfgeist für Gerechtigkeit auf allen Ebenen. Sonst haben sich meine Eltern nicht groß eingemischt, wenn meine Schwester und ich politisch unterwegs waren. Ihre größte Sorge galt unserer Unversehrtheit. »Passt auf euch auf, dass ihr nicht unter die Räder kommt«, hörten wir oft, denn auf Demos flogen auch schon mal von politisch-radikaler Seite Steine, und die Polizei war auch nicht immer gerade zimperlich. Die Demonstrationen richteten sich gegen die von der Bundesregierung geplante atomare Aufrüstung der Bundeswehr. »Frieden statt Atombomben« war die Forderung der Aktionen, die u. a. vom Ende der Fünfzigerjahre aktiven »Aktionsausschuss der Berliner Jugend gegen den Atomtod« getragen wurde. Unsere Eltern gaben uns einen riesigen Vertrauensvorschuss. Sie haben verstanden, dass wir nicht zu bändigen waren. Das war sicherlich nicht immer ganz einfach für sie. Ich war gewiss kein »pflegeleichtes« Kind. Als ich klein war, wollte ich einfach nichts essen, obwohl unsere Mutter und meine Schwester alles versuchten, um meinen Appetit zu wecken. Wie ein Hungerhaken kam ich mir vor und wurde deshalb auch nach Amrum geschickt. Als ich mich körperlich stabilisiert hatte, fing dann das Protestieren an. Schon mit zwölf. Und nicht nur Anti-Atom, auch gegen den Vietnamkrieg und später dann gegen den Mauerbau. Es gab einiges zu demonstrieren in dieser Zeit.

Mit fünfzehn bekam ich dann noch eine lebensbedrohliche Hirnhautentzündung, die schwerste Erkrankung in meinem Leben. Meine Eltern waren damals in großer Sorge, ob ich überhaupt durchkommen würde.

Was mir beim Schreiben auffällt: Wirkliche Lebensangst kennen meine Schwester und ich eigentlich nicht. Mit ihrem in uns gesetzten Urvertrauen haben uns unsere Eltern fast ein Stück Unzerstörbarkeit eingepflanzt. Sie waren immer für uns da und haben uns in allem unterstützt. Woran ich besonders gern denke ist, dass sie sich in ihrer Zweisamkeit, auch als sie älter wurden, noch aneinander freuen konnten. Und dieses »Achte auf dein Wesen«, das wir durch sie erfahren haben, war eine kraftvolle Grundlage für meine spätere Entwicklung. Ohne diese könnte ich heute auf keiner Bühne stehen.

Die erste prägende Begegnung im Leben eines Menschen ist ja die mit den eigenen Eltern. Und die kann man sich bekanntlich nicht aussuchen. Wir hatten großes Glück. Meine Schwester und ich wurden in ein besonderes Nest hineingeboren. Die Liebe dieser beiden Menschen war nie an Bedingungen geknüpft. Wir mussten nicht nett oder brav sein, um Liebe und Zuneigung und daraus Geborgenheit zu erfahren. Es war aber auch keine »Affenliebigkeit«, die blind alles akzeptierte, was wir anstellten, doch waren wir uns der Liebe unserer Eltern sicher – auch wenn es Konflikte gab. Die Liebe, die wir von zu Hause erfahren haben, konnten wir dann später an andere weitergeben. Unsere

Eltern haben uns vorgelebt, jedem Menschen positiv und hilfsbereit gegenüberzutreten. So erinnere ich mich an einen Zeugen Jehovas aus der Nachbarschaft, der mit nervensägender Ausdauer meine Mutter immer wieder zu seinem Wachturm-Glauben bekehren wollte. Statt ihn vor die Tür zu setzen, hörte sie ihm geduldig zu – auch wenn er mit seinen Missionierungsversuchen bei ihr auf Granit biss.

Für meine Mutter als Christin waren Liebe und Solidarität völlig normal. Wir sind eine protestantische Familie, aber nur meine Mutter ging ab und an in die Kirche und nahm mich mit. Besonders die Kindergottesdienste hatten es mir angetan, in denen eine Vikarin so lebendig-schön Geschichten aus der Bibel erzählte. Von da an wurde Jesus zu meinem besten Freund – und ist es bis heute geblieben.

Trotz des großen Vertrauens in mich habe ich mir auch so manche Freiheiten herausgenommen, die zu Hause Anlass zu Sorge gaben. Sie haben mich gewähren lassen, und dabei habe ich entdeckt, dass Freiheit sich nicht in Leichtfertigkeit erschöpft, sondern viel mit Verantwortung zu tun hat und manchmal ganz schön schwer ist.

Durch die offene Haltung in unserer Familie wurde auch das Fundament zur Toleranz in uns gelegt. Was ich am meisten hasse, ist Ungerechtigkeit. Ja, hassen kann ich auch – das betrifft nie Menschen, sondern Zustände. Als Gerechtigkeitsliebende habe ich mit Ungerechtigkeiten, die besonders anderen, aber auch mir

selbst zustoßen, überhaupt kein Nachsehen. Das war schon in meiner Schulzeit so. Wurden Schwächere gemobbt, musste ich eingreifen und wurde dann selbst zur Zielscheibe.

Was ich noch von meinen Eltern mitbekommen habe: Die Dinge müssen auf den Tisch. Einmal das Problem ausgesprochen, kann man nach einer Lösung suchen und sich dann wieder auf das Nächstwesentliche konzentrieren. Bei uns in der Familie gab es kein Nachtragen. Ehrlichkeit war Voraussetzung. »Du kannst alles machen, nur nicht lügen« und »Kann nicht, gibt's nicht« waren die wesentlichen Erziehungs-Prämissen meines Vaters. Und irgendwie habe ich mich dran gehalten. Bis heute. Okay, bis auf ein paar kleine Notlügen, die eine Situation entlasten, ohne jemandem zu schaden. Ansonsten spreche ich geradeheraus, wie ich die Dinge empfinde, wie sie sich für mich darstellen, ohne überflüssige Höflichkeits- oder sonstige Floskeln. Das kann nicht bei allen Menschen gut ankommen. Mancher nimmt's persönlich.

Was mir gegen den Strich geht: Wenn jemand hinter dem Rücken schlecht über andere spricht. Tratsch, intrigantes Verhalten – oft gepaart mit Unwahrheit, Vermutungen und Projektionen – kann ich nicht ausstehen.

Summa summarum: Vater und Mutter haben meine Schwester und mich in unseren Talenten gefördert, so gut es eben ging. Im Rahmen der materiellen Grenzen rückwärts und vorwärts überlegt, was möglich ist. Malerin wollte ich werden oder Bildhauerin. Irgendetwas

Kreatives und Selbstbestimmtes halt. Nun bin ich beim Singen gelandet und Schauspielerin geworden. Mit dem Erbe der Naturstimme meiner Mutter und der freien Redegewandtheit meines Vaters. Der größte Schatz für uns Kinder aber war das unendliche Vertrauen, das diese zwei besonderen Menschen in uns hatten. Das begleitet uns durchs ganze Leben.